

Christophe Charle, La République des Universitaires 1870-1940, Editions du Seuil, Paris 1994, 506 S.

Im Zentrum des Buches von *Christophe Charle* über die Akademiker der Dritten Republik steht die Frage nach den Ursachen der immer wiederkehrenden Krise der französischen Universität seit 1870. In Abgrenzung vor allem zu den zahlreichen amerikanischen Arbeiten zur französischen Universitätsgeschichte sucht *Charle* die Antwort weniger in den strukturellen Gegebenheiten (beispielsweise im angeblichen Zentralismus des *enseignement supérieur* oder im vorherrschenden staatlichen Dirigismus), die häufig für die Reformunfähigkeit des französischen Systems verantwortlich gemacht werden. *Charles* Aufmerksamkeit gilt vielmehr vor allem der Sozialgeschichte der Akademiker Frankreichs.

In einem ersten Schritt untersucht er die Anfangsphase der Dritten Republik, als sich die Regierenden und die Akademiker Frankreichs nach dem Schock der militärischen Niederlage vom Modell der deutschen Universität inspirieren ließen. Als Quellenbasis dienen ihm hier v.a. die Beiträge in der 'Revue internationale de l'enseignement', in denen die nach Deutschland entsandten *boursiers* ihre Eindrücke schilderten und Reformen für die französische Universität vorschlugen. *Charle* unterstreicht hier die bereits bekannte Ambivalenz in der Haltung gegenüber der deutschen Universität. Diese Ambivalenz resultierte daraus, daß die Entsandten sowohl den Nutzen

ihrer Mission wie auch ihre kritische Distanz gegenüber dem ehemaligen Kriegsgegner beweisen mußten. Die zumeist jungen Geisteswissenschaftler lobten so vor allem die gute Ausstattung der Universitäten mit Lehrstühlen und die hohe Bezahlung der deutschen Professoren. Uneingeschränkte Anerkennung fanden auch die Innovativität und Produktivität der deutschen Wissenschaft, die vorherrschende Freiheit des Lernens und Lehrens wie auch die Unterrichtsmethode in Form des Seminars. Kritisiert wurden hingegen die übermäßige Spezialisierung, die pädagogische Unfähigkeit vieler deutscher Professoren, der fehlende Kontakt zum *enseignement secondaire* und auch die Bezahlung der Privatdozenten allein über die Hörgelder, die es in den Augen der französischen Beobachter nur sozial Höhergestellten erlaubte, die universitäre Laufbahn einzuschlagen. Bei der Umsetzung der von Deutschland inspirierten Reformen kam es so auch keineswegs zu einer exakten Kopie der deutschen Strukturen. Dies zeigte sich beispielsweise bei der Einführung der universitären Posten des *chargé de cours* und des *maître de conférence*: Zwar wurde es nun in Frankreich theoretisch möglich, eine Karriere vollständig an der Universität zu absolvieren, ohne wie zuvor üblich eine Zeit als Lehrer im *enseignement secondaire* zu verbringen, doch anders als die deutschen Privatdozenten wurden die französischen Nachwuchswissenschaftler auf den neu geschaffenen Stellen von der Universität bezahlt. Die Kritik an dem als undemokratisch und unsozial empfundenen deutschen System ver-

hinderte eine unveränderte Übernahme. Den Reformern in Frankreich gelang es aber nicht, die Bezahlung an den Universitäten nach der Leistung auszurichten, wie dies durch die Hörgelder und die Berufungsverhandlungen in Deutschland der Fall war. Vielmehr blieb der enorme Gehaltsunterschied zwischen Paris und der Provinz ebenso bestehen wie die Berufungs- und Besoldungspraxis nach *ancienneté*. *Charle* stellt deutlich heraus, welchen Preis die französischen Akademiker für diese Beharrungskraft der alten Regeln zahlen mußten: Zwar zeigt sich bei der Gegenüberstellung der Rekrutierungsmuster der Pariser und der Berliner Universität vor allem bei der *faculté des lettres* eine von den Reformern begrüßte größere soziale Offenheit gegenüber der *petite bourgeoisie* als dies an der vom Bildungsbürgertum dominierten Berliner Fakultät der Fall ist. Auf der anderen Seite mußten die Franzosen im Vergleich zu den Deutschen aber eine stark standardisierte Bildungslaufbahn (in Paris) vorweisen, um an der *faculté* reüssieren zu können. Außerdem mußten sie viel länger auf den unteren Stufen der universitären Hierarchie ausharren, bis sie auf einen Lehrstuhl berufen wurden. Bei der Präsentation dieser „biographie collective“ (S. 17) der Akademikerschaft der Dritten Republik stellt *Charle* eine enorme Sammlung von Fakten und Archivmaterialien vor. Hier profitiert er von seinen früheren Arbeiten über die „Elites de la République“ (1987) und die „Naissance des 'intellectuels'“ (1990) und insbesondere von seinen *dictionnaires*

biographiques über die „Professeurs de la faculté des lettres de Paris“ (1985/86) und die „Professeurs du Collège de France“ (1988). In ihrer Dichte und statistischen Aufarbeitung prosopographischer Daten ist „La République des Universitaires“ sicherlich bisher unübertroffen.

In einem zweiten Teil behandelt *Charle* die drei Fakultäten *lettres*, *sciences* und *droit* in getrennten Abschnitten. Er streicht heraus, wie unterschiedlich die Fakultäten in bezug sowohl auf die soziale Herkunft ihrer Mitglieder, wie auch auf ihre Einstellung gegenüber Forschung und Lehre waren. Die *facultés des sciences* erwiesen sich als soziale Aufstiegsmöglichkeit für untere Gruppen des Bürgertums. Ebenso erhielten Nachwuchswissenschaftler, die nicht in Paris studiert hatten, eine Chance, u.a. weil die naturwissenschaftliche angewandte Forschung an den Provinzuniversitäten durch private Mäzene unterstützt wurde. Insgesamt waren die Naturwissenschaftler relativ erfolgreich bei der Durchsetzung ihrer Forderungen nach mehr universitären Stellen und besserer finanzieller Ausstattung. *Charle* führt diesen Erfolg u.a. auf das internationale Klima der Konkurrenz wie auch auf die offizielle Ideologie, den „culte de la science“ (S. 181) der Dritten Republik zurück. Die *facultés des lettres* waren demgegenüber weniger in der Lage, die Reformforderungen umzusetzen. Die Pariser Sorbonne behielt ihre dominierende Stellung gegenüber den Provinzfakultäten bei und blieb auch sozial restriktiver als die *facultés des sciences*.

Des weiteren vermochte sie nicht, ihre engen Verbindungen zur *education secondaire* aufzulösen, so daß die Geisteswissenschaftler in der Forschung nur wenige Leistungen vorweisen konnten. Berufungen nach *ancienneté* oder nach der Zugehörigkeit zu einem intellektuellen 'Netzwerk' und die Schwerfälligkeit bei der Etablierung neuer Teildisziplinen und Forschungsrichtungen blieben laut *Charle* die Regel. Des weiteren blieben die *facultés des lettres* anders als die *facultés des sciences* ausländischen Forschern oder Vertretern nichtkonformer politischer Positionen verschlossen. Die *facultés de droit* unterschieden sich von den anderen beiden Fakultäten durch einen starken Traditionalismus, eine besonders große soziale Homogenität und einen dementsprechend starken *esprit de corps*. Reformen konnten in einem solchen Klima kaum Fuß fassen. Der Preis war eine immer größer werdende Belastung der Professoren mit der Lehre und insbesondere mit Prüfungen (denn sie hatten es abgelehnt, neue Posten auf den unteren Stellen der Fakultätshierarchie zu schaffen, die einen Teil der Ausbildung hätten übernehmen können). Der Qualitätsverlust in Forschung und Lehre führte wiederum dazu, daß andere Institutionen mit der *faculté de droit* zu konkurrieren begannen: Innovative Disziplinen lagerten sich beispielsweise zum Collège de France ans und v.a. in der Zwischenkriegszeit zog die *Ecole libre des sciences politiques* einen Teil des ambitionierten Nachwuchses ab. Auch den anderen Fakultäten erwachsen solche Konkurrenzinstitutionen.

In einem dritten Teil geht *Charle* zunächst auf die Verbindungen zwischen dem *champ universitaire* und dem *champ du pouvoir* ein. Die französischen Akademiker waren – so lautet seine These – keine 'Mandarine', die wie in Deutschland auf einen apolitischen Konsens hätten zurückgreifen können, vielmehr waren sie 'Intellektuelle', die sich vor allem in Form von Petitionen in die Politik einmischten, so beispielsweise während der Dreyfus-Affäre. *Charle* stellt auch hier die Unterschiede zwischen den Fakultäten heraus: Die Mehrzahl der politisch aktiven Akademiker rekrutierte sich aus der *faculté des lettres*, während die Naturwissenschaftler und vor allem die Juristen wesentlich zurückhaltender waren. In der Zwischenkriegszeit drifteten dann die politischen Meinungen immer weiter auseinander, wobei die Geisteswissenschaftler zu 'linken', die Juristen und Mediziner hingegen zu 'rechten' Positionen neigten. *Charle* führt dies auch auf die Entwicklung der sozialen Zusammensetzung in den einzelnen Fakultäten zurück. Auch auf dem Gebiet der politischen Aktivitäten zeigte sich also, daß die Akademiker nicht in der Lage waren, jenseits der jeweiligen Fakultätszugehörigkeit eine gemeinsame Identität zu entwickeln. Dieses Fehlen einer *identité collective* macht der Autor auch als eine der Ursachen aus, warum es den *universitaires* in der Zwischenkriegszeit nicht gelang, die Krise (Schwäche der Provinzfakultäten, Vernachlässigung der Forschung, Überlastung in der Lehre etc.) gemeinsam zu überwinden. Die Vorschläge zur Umformung des Uni-

versitätssystem als Ganzem scheiterten so u.a. auch an den Differenzen zwischen den verschiedenen Fakultäten. Andererseits trug die entstandene Diversität des französischen Ausbildungssystems, in dem neben den verschiedenen Fakultäten auch noch die *grandes écoles* und zahlreiche weitere spezialisierte Einrichtungen für Forschung und/oder Lehre nebeneinander existieren, dazu bei, eine dauerhafte Blockade des Systems zu verhindern. Zurückblickend stellt *Charle* fest, daß das *enseignement supérieur* in Frankreich immer eine – wenn auch begrenzte – Fähigkeit zu Innovation und Reform zeigte, eben weil es so divers war und obwohl die *universitaires* keine kollektive Identität zu entwickeln vermochten. Indem er auf diese in der Vergangenheit vorzufindende Fähigkeit zur Innovation verweist, appelliert *Charle* an seine heutigen Kollegen: „Vivons et faisons notre histoire.“ (S. 469)

Gabriele Lingelbach

Christian Geinitz, Volker Ilgen, Ute Scherb, Holger Skor, Andreas Weber, Kriegsgedenken in Freiburg. Trauer, Kult, Verdrängung, J. Haug Verlag, Freiburg i. Br. 1995, 240 S. (Alltag und Provinz, Bd. 6, hrsg. vom Arbeitskreis für Regionalgeschichte Freiburg e.V.)

Den Sammelband zielt eine Photographie, die den kontroversen Charakter der Thematik geschickt bündelt. Im Editorial heißt es dazu: „Am 27. November 1994, dem 50. Jahrestag der Zerstörung Freiburgs, bot sich den Besuchern des Hauptfriedhofs (...) ein ungewohnter Anblick: Das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs – eine trutzige, helmbewehrte Germania-Figur – trug eine Totenmaske und einen schwarzen Umhang mit Eisernem Kreuz und SS-Runen. Auf den Sockel hatten Unbekannte das Celan-Wort 'Der Tod ist ein Meister aus Deutschland' gesprochen: Ein unkonventioneller Beitrag zum Gedenken an die Schreckensnacht vom 27. November 1944, der zum Nachdenken anregen sollte (...) über die politischen Zusammenhänge, die zum Zweiten Weltkrieg und damit auch zur Zerstörung Freiburgs geführt hatten.“ (S. 9)

Die Verf. aus dem Freiburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte wollen längsschnittartig am Beispiel ihrer Stadt Veränderungen im Erscheinungsbild öffentlicher Erinnerung anhand von Denkmälern und Gedenkveranstaltungen dokumentieren und aus den politischen Zusammenhängen heraus erklären. Marksteine bilden dabei der Krieg von 1870/71 gegen Frankreich,